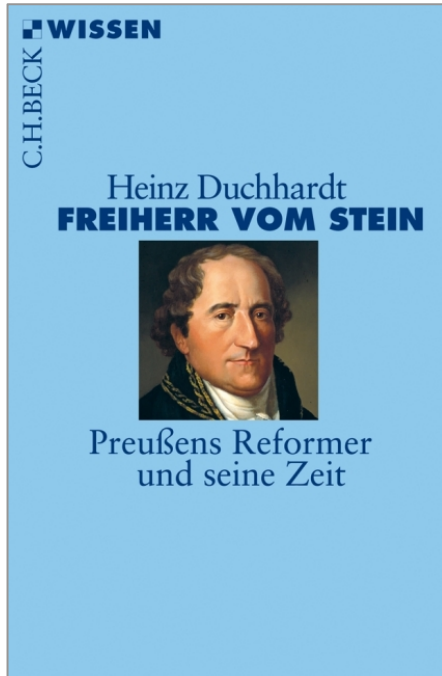


Unverkäufliche Leseprobe



Heinz Duchhardt
Freiherr vom Stein
Preußens Reformen und seine Zeit

127 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-58787-0

Prolog

Den Weg, den der von seinen eigenen Pferden gezogene Trauerwagen nahm, der seinen Leichnam von seinem Alterssitz Capenberg nahe dem westfälischen Lünen zum Stammsitz seiner Familie in Nassau und von dort zur Familiengruft in Frücht überführte, säumten im frühen Juli 1831 Tausende Menschen. Obwohl die preußischen Behörden alles andere als zu einer letzten Reverenz gegenüber dem ehemaligen Minister und Reformierermuntern oder gar aufgerufen hatten und das publizistische Echo zu seinem Ableben bemerkenswert gering hielten, war die spontane Anteilnahme der Bevölkerung ein untrügliches Indiz dafür, dass seine reformerischen Leistungen und sein Bemühen, die Koalition gegen die Überfigur der Epoche, Napoleon Bonaparte, zu schmieden und zum militärischen und politischen Erfolg zu führen, auch Jahrzehnte nach den Ereignissen keineswegs der Vergessenheit anheimgefallen waren. War das Gedächtnis der Menschen im Vormärz länger und intensiver als am Beginn des 21. Jahrhunderts, oder wurden seine staatsmännischen Leistungen als so erheblich eingestuft, dass man sie in die Nähe eines säkularen Ereignisses rückte?

Denn Stein wurde bereits seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zum Gegenstand einer Erinnerungskultur, die ihresgleichen suchte. Sie schlug sich in einer Fülle von teils populären, teils an ein wissenschaftliches Publikum gerichteten Biographien nieder, sie spiegelte sich in Denkmälern und auch darin, dass ihn alle politischen Gruppierungen von den Demokraten des Vormärz und später den Liberalen bis hin zu den Konservativen als einen der Ihren für sich reklamierten. Kaum eine zweite historische Gestalt der deutschen Moderne hat derart lagerübergreifend als ein zentraler Bezugspunkt des je eigenen Weltbildes gewirkt, als Mit-Architekt des modernen Deutschland und als moralische Autorität.

Das muss Gründe haben. Sie liegen zum einen sicher darin, dass er eine der Persönlichkeiten war, die für einen, in der Sicht des 19. Jahrhunderts wichtigsten deutschen Teilstaat – für Preußen – das Tor zur Moderne aufgestoßen haben, ohne es freilich schon weit öffnen zu können. Die sog. Bauernbefreiung, vor allem aber die Städtereform und das ihr zugrunde liegende Ethos der kommunalen Selbstverwaltung und der moralischen Pflicht jedes Staatsbürgers, sich für das Wohl seines Gemeinwesens zu engagieren, haben in Deutschland eine singuläre politische Kultur geschaffen, auf die sich alle politischen Systeme, die Deutschland seit 1871 erlebte, bezogen haben – ohne freilich dieser Kultur immer gerecht zu werden. Das gilt für das Bismarck- und das Wilhelminische Reich ebenso wie für die Weimarer Republik, das gilt für das NS-Regime ebenso wie für die DDR und die Bundesrepublik Deutschland. Zum anderen blieb Stein im allgemeinen Bewusstsein der Zeitgenossen als der von Napoleon Bonaparte geächtete entlassene preußische Minister, der den Befreiungskrieg gegen den Kaiser der Franzosen heraufgeführt, für seine Logistik verantwortlich gezeichnet und ihn letztlich auch zu einem Erfolg geführt habe. Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Bedeutung die – direkte oder indirekte – Fremdherrschaft der Jahre seit 1806 für die Bildung und die Vertiefung eines nationalen Bewusstseins der noch nicht in einem «nationalen» Staat miteinander verbundenen Deutschen hatte, wie sehr sich ihr Wille, ein Ganzes zu werden, gerade den Erfahrungen der «Franzosenzeit» verdankte, dann wird deutlich, dass Männer wie Stein oder auch Ernst Moritz Arndt für die Zeitgenossen die gleiche Funktion hatten wie die militärischen Führer Blücher oder Gneisenau. Ein dritter Gesichtspunkt für die Vereinnahmung Steins durch nahezu alle politischen Lager und alle politischen Systeme muss darin gesehen werden, dass das Deutschland der nachnapoleonischen Ära kaum einen Staatsmann hervorbrachte, der so grundsätzlich über den Staat, die Bürger, die Gesellschaft, die Freiheitsrechte und vieles andere nachdachte – und dieses Nachdenken zu Papier brachte – wie der mittelrheinische Reichsritter, der nicht zufällig eine ganze Zeitlang sehr eng mit einem der anderen

Grundsatzdenker der Zeit, mit Wilhelm von Humboldt, zusammenarbeitete. Und viertens schließlich ist Steins Bedeutung für die Ausbildung einer kritischen und systematischen Geschichtswissenschaft in Deutschland ganz unbestritten.

Alle diese Aspekte machten es für die Zeitgenossen, aber auch die Menschen späterer Epochen zu einer Selbstverständlichkeit, dass Stein in die 1842 der Öffentlichkeit übergebene Walhalla als «Weihestätte der Deutschen» Aufnahme fand: mit einer Büste, deren Vorlage 1821 in Rom entstanden war. Stein galt Generationen von Deutschen als die Inkarnation von Deutschtum schlechthin: von klarem Denken und klaren Prinzipien, von Unbeugsamkeit und Furchtlosigkeit, von der Fähigkeit, auch mit Niederlagen fertig zu werden. Eine Auszeichnung dieser Art konnte in der damaligen Zeit nicht hinterfragt werden, aber sie wurde im Fall Stein auch nie hinterfragt.

I. Frühe Optionen und Weichenstellungen

Dem mitten im Siebenjährigen Krieg, am 25. Oktober 1757, in dem winzigen Städtchen Nassau an der unteren Lahn als Spross eines sich bis ins 13. Jahrhundert zurückführenden reichsritterschaftlichen Geschlechts geborenen Jungen, der wenige Tage später in der evangelischen Pfarrkirche auf den Namen Heinrich Friedrich Karl getauft wurde, war es freilich nicht an der Wiege gesungen worden, dass er eines Tages mitten im Rampenlicht des öffentlichen Interesses stehen und in der Erinnerungskultur der Deutschen einen derart prominenten Platz einnehmen würde. Im Herbst 1757 hatte der kontinentale Teil des rasch alle europäischen Mächte einbeziehenden Kriegs – der ja auch noch eine überseeisch-koloniale Komponente hatte – diese Region des Reiches zwar bisher noch verschont, aber Krieg war Krieg – und damit einher gingen Unsicherheit und ungewisse Perspektiven. Und in einen direkt an einer der Kommunikationsachsen des Alten Reichs und damit Zentraleuropas gelegenen Ort wie Nassau gelangten natürlich Informationen über das Kriegsgeschehen, das gerade im Herbst 1757 mit den Schlachten von Kolin, Rossbach und Leuthen erste Höhepunkte erlebte und in das ein Bruder der Mutter unmittelbar involviert war. Dass der Informationsfluss gerade hier besonders rege war, verdankte sich freilich auch der Tatsache, dass das Schloss derer vom und zum Stein zu einem Anziehungspunkt für viele Reisende, vor allem Intellektuelle wurde.

Das hatte insbesondere etwas mit der Mutter des kleinen Karl und seiner Geschwister – vier Mädchen und vier Jungen (von denen einige an anderer Stelle noch etwas näher vorgestellt werden) sollten das Erwachsenenalter erreichen, Karl war der zweitjüngste – zu tun. Henriette Karoline aus der ebenfalls reichsritterschaftlichen Familie Langwerth von Simmern stand den geistigen Bestrebungen der Zeit ausgesprochen offen gegen-

über; sie war beispielsweise mit Sophie von Laroche ebenso befreundet wie mit dem Schweizer Theologen Lavater. In zweiter Ehe – die erste mit einem niedersächsischen Adligen hatte nur kurz gewährt – mit dem kurmainzischen Hofbeamten Karl Philipp vom Stein verheiratet – auf das Paradoxon, dass in den geistlichen Staaten die protestantischen Funktionsträger nach wie vor Karrierechancen hatten, soll wenigstens beiläufig hingewiesen werden –, war das Nassauer Schloss zu einem Musenhof *en miniature* geworden, wo beispielsweise neben Lavater auch Goethe, Basedow oder Georg Melchior Kraus Station machten und sich vom Charme und der mit tiefer Frömmigkeit gepaarten Belesenheit der Hausherrin einnehmen ließen. Dementsprechend wurde auf die Erziehung der Kinderschar große Sorgfalt verwendet – wie in dieser sozialen Schicht üblich: durch theologisch gebildete Hauslehrer, die durchgehend aus Oberdeutschland oder dem Elsass stammten und den Kindern unter anderem eine exzellente Kenntnis des Französischen vermittelten; Karl sollte bis an sein Lebensende den weitaus größten Teil seiner Korrespondenz, selbst mit seiner späteren Ehefrau und seinen beiden Töchtern, in dieser Sprache führen, trotz aller frankophoben Tendenzen, die sich spätestens nach Ausbruch der blutigen Phase der Revolution bei ihm entwickelten. Für seine Karriere war das auch unabdingbar, in der *lingua franca* der damaligen Zeit absolut sattelfest zu sein. Beim Unterricht wurde aber auch auf die Geschichte und die musischen Fächer besonderer Wert gelegt, ohne dass Stein deswegen zu einem begeisterten Opern- oder Schauspiel-Besucher geworden wäre oder sich malend, zeichnend oder sammelnd mit der Kunst seiner Zeit beschäftigt hätte. Wenn Stein sich später zur Kunst hingezogen fühlte, dann waren es die mittelalterlichen Artefakte, die er als Ausweis der Hoch-Zeit deutscher Kultur verehrte und in Maßen auch sammelte. In späteren Jahren hat Stein die Erziehung von Kindern nur durch Hauslehrer deutlich kritisiert und ihrer Teilnahme am öffentlichen Unterricht eindeutig das Wort geredet – was freilich, situationsbedingt, bei seinen eigenen Kindern dann auch nicht umgesetzt werden konnte. Nicht weniger wichtig für die Kinder – und vor allem das zweit-

jüngste, Karl – als die gute Erziehung war die Erfahrung des – wie Otto Brunner das formulierte – «adligen Landlebens», das bei Karl lebenslang eine besondere Hochschätzung bäuerlich-agrarischer Lebensformen nach sich zog und im Gegenzug viele Aversionen gegen die ganz großen Städte, mochten sie nun Berlin, Wien oder Paris heißen.

Als die Kinder, die Sophie von Laroche ihrer Frische und geistigen Regsamkeit wegen so beeindruckten, dass sie auch in ihren Werken Erwähnung fanden, die Elementarbildung hinter sich gebracht hatten, stellte sich die Frage nach ihrer und der Zukunft der Familie. Denn ihre Besitzungen im Lahnggebiet, im Rhein- und Moselgraben und das gesamte damit zusammenhängende Einkommensgeflecht waren – Spiegel einer allgemein angespannten wirtschaftlichen Lage dieser sozialen Gruppe – längst nicht ausreichend, um mehrere Kinder zu versorgen, so dass die Eltern frühzeitig einen Familienfideikommiss errichteten, der einem Sohn das Gesamterbe zusprach, um das Besitztum vor Zersplitterung und Parzellierung zu bewahren. Warum man auf den zweitjüngsten verfiel, ist mit letzter Klarheit nicht zu ermitteln – die beiden älteren Brüder hatten sich frühzeitig für den Militärdienst entschieden und boten vielleicht auch charakterlich nicht die Gewähr, dass der Besitz zusammengehalten und nach Möglichkeit vermehrt würde – reichsritterschaftliche Kleinadelsfamilien dieser Art, auch wenn sie (in diesem Fall 1669) in den Reichsfreiherrenstand aufgestiegen waren, waren im 18. Jahrhundert nie auf Rosen gebettet, umso weniger wenn sie, evangelisch geworden, von den reichen Stiftspfänden an der rhein-mainischen «Pfaffengasse» abgeschnitten waren. Ausnahmen auf katholischer Seite wie etwa die Schönborn, denen ihre Ämter in der *Germania Sacra* und im Kaiserdienst zu einem atemberaubenden Aufstieg verhalfen, waren weit eher die Ausnahme als die Regel.

Umso mehr Aufmerksamkeit war darauf zu verwenden, dass der vom Fideikommiss Begünstigte nun auch eine Ausbildung erhielt, also zukünftig nicht gezwungen war, nur von den Familiengütern zu leben. Die Eltern – wohl eher die rührige, feinnervige, ganz in den geistigen Bewegungen der Zeit stehende

Mutter als der als eher ernst und vielleicht sogar ein wenig farblos beschriebene Vater – verfolgten dabei eine Doppelstrategie: Zum einen brachten sie ihren Sohn bei einigen mitteldeutschen – also protestantischen – Domstiften ins Gespräch und sorgten dafür, dass er wenigstens Anwartschaften auf dortige Dompfründen erhielt; dass Stein seit den frühen 1790er Jahren dann tatsächlich zehn Jahre lang Domherr in Brandenburg sein sollte und eine entsprechende Pfründe verzehrte, ist damals vorbereitet worden. Und das andere war, dem Hoffnungsträger und zukünftigen Stammhalter eine über den Unterricht durch die Hauslehrer hinausgehende zusätzliche Ausbildung zu verschaffen, die ihm auch noch andere berufliche Optionen eröffnete. Das war in erster Linie über ein Studium denkbar.

Das Verhältnis des deutschen Adels zur Institution «Universität» war zwar lange eher problematisch gewesen, aber diese Zeiten lagen weit zurück. Adel und Universität war kein Gegensatz mehr, die zukünftigen Domherren mussten ja ohnehin ein Studium absolvieren, und bei ihren protestantischen Vettern hatte es sich ebenfalls längst herumgesprochen, dass man damit die Karrierechancen erhöhte – auch wenn man, ein adliges *Reservatum*, das Studium längst nicht immer formal, also mit einem akademischen Grad, abschloss. An sich hätte es für einen Kleinadligen vom Mittelrhein nahegelegenen, benachbarten Universitäten – etwa Trier oder Mainz – zu wählen, aber diese Hohen Schulen taten sich mit Protestanten nach wie vor schwer, so dass die Entscheidung wohl rasch fiel: Wenn schon Studium, dann an der renommiertesten Hochschule des Reiches, der Exzellenzuniversität der damaligen Zeit, in Göttingen, umso mehr als die Mutter aus ihrer ersten Ehe noch Verbindungen nach Niedersachsen hatte. Und so sieht man den jungen Mann – selbstredend unter der Aufsicht eines (ungeliebten) Hofmeisters und unter strenger «Fernbedienung» seiner besorgten, von Stein im Prinzip aber über alles geliebten und verehrten Mutter – seit 1773 in Göttingen studieren, und zwar, formal als «stud. jur.», die ganze Breite der Disziplinen: von der Geschichte, in der er bereits über beachtliche Kenntnisse verfügte, bei Schlözer und dem Reichsrecht bei der Koryphäe schlechthin, Johann Stephan

Pütter, über die Jurisprudenz bei Boehmer und Selchow bis hin zur Philosophie bei Feder, zur Philologie und Ethnologie bei Meiners und zur Montanistik. Und Göttingen wurde für ihn im wahrsten Sinn des Wortes das Tor zu einer neuen Welt: einer Welt, in der er adlige und nichtadlige Freunde aus Niedersachsen und aus ganz Europa fand, mit denen er intensiv über Grundsatzfragen der gesellschaftlichen Entwicklung diskutierte und die an verschiedenen Stationen seines Lebens immer wieder auftauchten, einer Welt, in der er zudem die moderne staatsphilosophische Literatur seiner Zeit geradezu in sich aufzog. Hier spielte Montesquieu natürlich eine besondere Rolle, aber etwa auch die gesamte englisch-schottische Aufklärung. Überhaupt hat Stein in Göttingen – im Stammland der englischen Königsdynastie gelegen – eine tiefe und lebenslange Affinität zu dem Gemeinwesen jenseits des Kanals entwickelt, dessen Struktur mit der weitgehenden Einbeziehung des Niederadels, der *Gentry*, in die Lokal- und Regionalverwaltung ihn auf Dauer prägte und dessen Freiheitsrechte ihn faszinierten. Er ist in seinem Leben nur ein einziges Mal in England gewesen, und dieser Aufenthalt stand unter keinem guten Stern, aber von allen europäischen Gemeinwesen hat ihn das englische mit Abstand am nachhaltigsten angesprochen.

Göttingen hat sein Weltbild entscheidend geprägt. Traditionell stand die rheinische Reichsritterschaft dem Modellstaat des 18. Jahrhunderts, Frankreich, eher reserviert, wenn nicht kritisch gegenüber, und das hat sich auch bei Stein während des Studiums nicht nachhaltig verändert – das 1756 zustande gekommene Bündnis zwischen der Wiener Hofburg, seiner eigentlichen Referenzadresse, und Versailles hatte deswegen auch eher Ratlosigkeit hervorgerufen. Aber dem stand die Hochschätzung der französischen Aufklärung – sicher nicht ihrer radikalen kirchen- oder systemkritischen Form – gegenüber, und die gemäßigte Aufklärung wurde deshalb sehr beifällig, Rousseau oder auch Holbach wohl eher kritisch unter den Studienfreunden diskutiert. England mit seinen Institutionen und seiner politischen Kultur wurde für Stein zum großen Ideal seines ganzen Lebens, Schlözers Ansatz, die altdeutsche «Libertät» mit der

modernen, auf Gewaltenteilung zielenden Verfassungslehre zu versöhnen und zu verbinden, wurde für ihn zum Faszinosum, seine Hochschätzung von Ständevertretungen zum Zweck der Zügelung despotischer Fürstenwillkür zum Lebensprinzip. Stein lernte die Interdependenz von Recht und Geschichte erkennen, gewann einen neuen Eindruck von öffentlichem Geist und staatlich-gesellschaftlicher Bindung des Menschen, wurde auch mit den großen sozialen Problemen seiner Zeit bekannt gemacht, also etwa der Bauernbefreiung, der Armenproblematik, der Landflucht, der «Gemeinnützigkeit». Göttingen öffnete aber auch den Blick für bisher völlig fremde Welten, für Russland, wo Schlözer lange gelehrt hatte und das in Steins Weltbild seitdem als Teil des europäischen Systems seinen festen Platz hatte, auch für die Kolonien in Nordamerika, die gerade dabei waren, sich auf Dauer vom britischen Mutterland zu emanzipieren. Nicht zu vergessen: Stein lernte Englisch und auch Italienisch, eine Sprache, derer er sich später freilich kaum zu bedienen Anlass hatte.

Stein verließ Göttingen als ein emanzipierter junger Mann, der seine Sturm-und-Drang-Zeit, wenn er sie denn je wirklich erfuhr, hinter sich gebracht hatte. Die Frage bleibt freilich, ob sein geistig-politisches Koordinatensystem schon in jeder Hinsicht gefestigt war. Gesichert aber waren auf jeden Fall seine grundsätzlichen Perspektiven und vielleicht bis zu einem gewissen Grad seine Bereitschaft zur ständigen Selbstkritik. Erhellend hierfür ist ein wenig später datierter Brief an seinen engsten Freund nach den Studentenjahren, Friedrich Wilhelm von Reden. Keine Leidenschaft, so lesen wir dort, könne den Zustand ruhiger Zufriedenheit bewirken, den «eine beständige bestimmte Thätigkeit für das allgemeine Beste» verleihe. Von einem Leben, das nur aus einer Abfolge «unzusammenhängender Befriedigungen einzelner Wünsche» bestehe, hielten ihn der unwiderstehliche Drang zum Neuen und sein Abscheu gegenüber dem «Heer sich zudrängender mechanischer Geschäfte» ab. Sein wichtigster Charakterfehler sei «ein äußerst reizbarer und gespannter Stolz», der auf Dritte verletzlich wirken könne und auch seine Intoleranz gegenüber Mitmenschen

erkläre, die ihm gelegentlich zum Vorwurf gemacht würden. Nicht jeder junge Mensch sieht sich in seinen frühen 20er Jahren selbst so deutlich! Gewiss hatten seine Hauslehrer und seine Göttinger Freunde ihm wohl gelegentlich einen Spiegel vorgehalten, aber die Nüchternheit, mit der er seine menschlichen Schwächen analysierte, bleibt bemerkenswert.

Dem Studium schloss sich in der sozialen Schicht, der er angehörte, eine (quellenmäßig leider eher schwach beleuchtete) sog. «Kavaliersreise» an, die sich bei ihm freilich nicht an den gewohnten Routen – Venedig, Rom, Neapel, Versailles – orientierte und auch nicht an Reisewegen, die im protestantischen Adel häufiger wurden (Niederlande, England), sondern sich auf das Reich beschränkte und von vornherein somit eher berufsorientierenden Charakter hatte: Neben Besuchen einiger (katholischer und protestantischer) Fürstenhöfe im deutschen Südwesten, darunter von Mainz, dem Dienstsitz seines Vaters, zählten Aufenthalte an den Stätten der Reichsinstitutionen hinzu: Wetzlar als Sitz des Reichskammergerichts, wo Stein – wie viele Standesgenossen und Bürgerliche – eine Art Praktikum absolvierte, Regensburg als Stadt des (immerwährenden) Reichstags, wo ihn das Übermaß an Etikette einer geschlossenen Diplomatengesellschaft wohl eher abstieß als anzog, Wien schließlich, die Kaiserstadt und der Sitz des Reichshofrats. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Eltern für den jungen Universitätsabsolventen eine Beamtenkarriere auf landesherrlicher oder Reichsebene ins Auge gefasst hatten, jedenfalls ihn im Umkreis der Kaiserdynastie und ihrer konfessionsübergreifenden Klientel sehen wollten. In seiner Autobiographie, die Anfang der 1820er Jahre konzipiert wurde, nennt er ganz konkret den Justizdienst auf Reichsebene, der seinen Eltern vorgeschwebt habe. Der junge Mann entschied sich anders – ganz anders.